Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 2

Artikel: Das Wunder
Autor: Sollberger, Hilde
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634064

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hand, und ihre alles verstehende und verzeihende Liebe.

Kitty war ja so schnell böse und konnte so schwer verzeihen. Da kam er sich plötzlich so undankbar vor, es drängte ihn, Magda endlich zu sagen, wie lieb er sie doch eigentlich immer gehabt hätte und daß sie nun immer bei ihm wohnen könne. Kitty war ja so ungeschickt. Und dann käme endlich wieder etwas Genießbares auf den Tisch.

So lief er eines Tages, noch vor dem Bureau, zu seiner Schwester, ihr das zu sagen, was er im blinden Egoismus vergessen hatte, und er klopfte stürmisch an der altvertrauten Tür.

Kein Oeffnen. Vielleicht schläft sie noch, doch wozu hat er den Schlüssel bei sich? Er tritt leise ein. Alles ist wie einst und doch so leer, so freudlos, keine Blumen, wie sonst, keine Aepfel im Fenster.

„Magdalena!" ruft er in heller Angst und steht vor ihrem Bett. Ein Herzschlag muß ihrem Leben ein Ende gesetzt haben, dem Leben, das so einsam und inhaltslos durch seinen Fortgang für sie geworden war.

Plötzlich begriff er alles. Und Tränen der Reue traten in seine Augen, als er bei der Toten niederkauernd flüsterte: „Bei dir bin ich doch am glücklichsten gewesen, hätte eigentlich nie heiraten sollen . . ."

Und wie in alter Gewohnheit wollte er hinzusetzen: „Aber wir sagen's nicht weiter!"

Nein, diesmal strich ihm die große Schwester nicht mehr begütigend über sein erhitztes Gesicht, heute lächelten ihre Züge in einer großen, alles verstehenden und alles verzeihenden Liebe. —

Das Wunder

Von Hilde Sollberger.

Die Stille des Zimmers lastete drückend auf Frau Inges Wesen, die am Fenster saß und Strümpfe stopfte. Sie, die sonst für jede ruhige Minute dankbar war, die ihr die Kinder ließen, vermißte heute Lenes fröhliches Geplauder und Ruths quecksilbrige Ruhelosigkeit. Drängend und in immer angstvollerem Bangen stand unablässig die Frage wie ein drohendes Unheil vor ihr: wie schaffen wir es? Mein Gott, wie bringen wir dieses Geld zusammen bis zum Tage der Abrechnung? Wie sollen wir bis in vier Wochen 500 Franken ersparen können, wo sonst die Einkünfte nur zum Allernötigsten hinreichen? Unnötig überhaupt nur an so etwas zu denken! Aber wer, wer gibt uns das Geld? Verwandte, Freunde etwa?

In Gedanken ließ sie alle Ihre nähern Verwandten und Freunde Revue passieren, doch ein Name nach dem andern von all' denen, die ihrer Meinung nach in der Lage gewesen wären zu helfen, blieb bei näherer Betrachtung zurück. Keiner, kein Einziger würde das Geld hergeben! Alle würden es eher in ein fragliches Spekulationsunternehmen stecken, als einem armen, durch Krankheiten aller Art in Rückstand geratenen Schlucker leihen! Und doch, das Geld mußte herbeigeschafft werden, koste es was es wolle.

Das Einzige, das ihnen schließlich geblieben war, ihr ehrlicher Name, sollte man ihnen nicht nehmen können! Aber . . . war dieser Name überhaupt noch ehrlich? War er nicht bereits beschmutzt durch die Tat, um deretwillen sie sich heute und alle die vergangenen Tage und Nächte so sehr gequält hatte? Diese Schuld, die auf ihr lastete, ihr den Schlaf und ihr freies, aufrechtes Wesen raubte und sie zu einer ruhelosen Existenz verurteilte!

Diese Schuld, die ihrem Gatten die so notwendige Ruhe zu seiner täglichen nervenraubenden Arbeit nahm, die wie schleichendes Gewürm die harmlose Fröhlichkeit der Kinder zerstörte, wenn diese die Eltern mit vergrämten, sorgenvollen Gesichtern herumsitzen sahen.

Aber es waren so schlimme Zeiten gewesen. Anhaltende Krankheiten und Umstände vieler Art hatten die sonst in guten, soliden Verhältnissen lebende Familie in solche Notlage gebracht, daß Frau Inge keinen andern Ausweg mehr sah, als nach dem ihr anvertrauten Gelde zu greifen, wenn sie nicht vorzog, daß man ihnen alles wegnahm und sie mit den Kindern auf die Straße stellte. Mit schwerem Herzen und nur der äußersten Not gehorchend, hatte sie sich mit Einverständnis ihres Mannes entschlossen, einer ihr anvertrauten Summe 1000 Franken zu entnehmen. Sie hatten gehofft, nach der Arbeitswiederaufnahme des Ehemannes diese Summe in monatlichen Raten zurücklegen zu können bis die Rückzahlung der anvertrauten Summe fällig war. Aber es war leider anders gekommen. Erneute Krankheiten und zu alledem ein sehr empfindlicher Lohnabbau hinderten sie, allmonatlich den nötigen Betrag ersparen zu können. Immer näher rückte der Verfalltag und stand als drohendes Gespenst hinter jeder kleinsten Anschaffung und trotz äußersten Einschränkungen war es nicht möglich gewesen mehr als 500 Franken einzusparen. Und nun zerbrach sie sich den Kopf, wo sie die restlichen 500 Franken hernehmen sollte in der kurzen Zeit, die ihr noch verblieb. Herbeischaffen mußte sie das Geld, wollte sie nicht als Diebin dastehen. Was würden ihr alle Versicherungen nützen, den Fehlbetrag so rasch wie möglich samt Zinsen zu ersetzen, sie müßte doch ihre Schuld eingestehn und sie, sie allein war haftbar für die Summe, denn ihr war das Geld übergeben worden. —

Heiße Tränen rannen der gequälten Frau über die bleichen Backen. Würgendes Schluchzen erfüllte den stillen Raum. Nein, es gab keine Hoffnung, ein Wunder müßte geschehn! In dieses trostlose Weinen hinein ertönte vom Gang her ein Jubelgeschrei der Kinder.

„Mutti, Mutti! Tante Else ist da!" schrieen die wilden Mädels durcheinander. Rasch trocknete Frau Inge ihre Tränen, sprang vom Stuhle auf und versuchte die Angekommene mit einem frohen Lächeln zu begrüßen. Das Lächeln aber fiel so traurig aus, daß die Freundin, die die Kinder Tante Else nannten, sofort die verwischten Tränenspuren bemerkte und erstaunt fragte:

„Nanu, Inge, mir scheint, Du hast geweint! Was ist denn los?"

„Ach nichts, Liebes, das kommt bei mir schnell vor, nicht der Rede wert! Kinder", wandte sie sich an die Mädchen, „ihr könnt mir schnell Brot und Butter holen, damit wir Tante Else etwas vorsetzen können, es ist ohnehin gleich 4 Uhr und Zeit zum Tee!" Rasch händigte sie den Mädchen das Geld ein und wandte sich wieder dem Gast zu.

„Schön, daß Du kommst Else, ich habe bereits all die letzten Tage gedacht, ob Du wohl schon im Lande seiest! Nimm Platz Else und mache es Dir bequem! Hattest Du gute Reise und wann bist Du gekommen?" Fragend schaute Frau Inge auf ihre Freundin und räumte dabei ihren Flickkorb ein.

„Ja verzeih, daß ich erst heute zu Dir komme, doch meine Schwester hatte dieser Tage so viel zu tun, weil ihr Mädchen plötzlich erkrankte und sie mit den Kindern und all der Arbeit nicht recht fertig wurde, bin ich rasch eingesprungen und habe ihr geholfen, sonst wäre ich bestimmt eher gekommen!"

In rascher Folge sprachen sie von diesem und jenem; in der Hauptsache war es Inge, die erzählte, während Else aufmerksam zuhörte. Immer wieder glitt der Blick der Freundin prüfend über das bleiche Gesicht der jungen Frau.

„Aber nun verzeihe, daß ich Dir gleichsam als Wiedersehensfreude so viel Unerfreuliches erzähle, doch Du kennst gewiß die Worte: Wessen Herz voll ist, dem geht der Mund über! Laß uns von Dir sprechen!" schloß Inge ihren Bericht.

„Nein Inge, erzähle nur weiter! Siehe, wenn ich Dir zuhöre, dann kommt mir so recht zum Bewußtsein, wie undankbar ich oft gegen mein Geschick bin und wie sehr verwöhnt ich mich eigentlich schätzen kann! Ich bin gesund, habe mein gutes Auskommen, Arbeit die mich befriedigt, 3 Mal im Jahr Ferien, kann reisen wohin es mir gefällt und doch gäbe ich oft all dies gerne hin für ein trautes Zuhause, für Menschen, die ganz zu mir gehören, für die ich leben darf! Also erzähle ruhig weiter,

es tut mir gut zu hören, daß alle meine Wünsche gar keine Berechtigung haben, wenn ich erfahre, mit welchen Schwierigkeiten andere Menschen kämpfen und damit fertig werden müssen. Mich dünkt, Inge, Du hast mir noch nicht alles erzählt, Du verheimlichst mir etwas?! Hab Vertrauen zu mir, siehe, wenn ich Dir irgendwie helfen kann, so weißt Du doch, daß ich es mit Freuden tue!" ermunterte Else die Freundin.

Helfen! Das Wort klang in Inges Ohren wie tiefes Glokkengeläute, aber dann schlossen sich die müden Augen für Augenblicke.

Helfen! Nein ihr war nicht zu helfen! Wie sollte sie Else sagen können, welche Schuld sie bedrückte, was ihr die Ruhe ihrer Nächte raubte? Nein, sie schämte sich ja so; selbst Else, ihrer besten Freundin gegenüber konnte sie nicht davon sprechen. Aber . . . wer sonst in der Welt konnte ihr helfen, wenn nicht Else? Sicherlich war es besser, sich vor der Freundin zu erniedrigen, als vor fremden Menschen!

Nach hartem innern Kampfe kamen tropfenweise, zögernd die Worte über Inges Lippen: „Ja Else, das Schlimmste hab ich Dir noch nicht erzählt! Ich habe mich in meiner Not zu etwas hinreißen lassen, das ich seither Tag für Tag bereute. Um es kurz zu machen: ich habe fremdes, mir anvertrautes Gut für eigene Zwecke gebraucht, in der Hoffnung, das Geld ersetzen zu können, bis es von mir zurückverlangt wird. Nun ist in vier Wochen der Zeitpunkt fällig, da ich das Geld zurückgeben muß und wir konnten trotz äußersten Anstrengungen nur die halbe Summe zusammensparen. Es fehlen noch 500 Franken und wenn ich diese nicht irgendwo erhalten kann, stehe ich als Dieb da!" Haltloses Schluchzen schüttelte den schlanken Körper der jungen Frau.

Aufmerksam hatte Else dieser Beichte zugehört und war beim Ausbruch dieser Fassungslosigkeit aufgesprungen.

„Nein, nein, nicht so, Inge! Wer wird denn so die Nerven verlieren! Hast Du nicht mehr Vertrauen zu mir?!" Wie ein Vorwurf klangen die Worte. „Warum hast Du mir das nicht geschrieben? All diese schlaflosen Nächte hätte ich Dir ersparen können, Du mußtest doch wissen, daß ich Dir helfen würde! Du Dummerchen Du, was quälst Du Dich so? Sind wir denn nicht Freunde? Ich weiß doch, daß Du das letzte Brot mit mir teilen würdest, wenn ich in Not wäre, also ist es doch selbstverständlich, daß ich auch Dir helfe. Ich habe natürlich jetzt nicht so viel Geld bei mir, aber sobald ich zurückfahre, werde ich Dir das Geld durch meine Bank anweisen lassen. Also sei ruhig, Kind! Du kannst es mir ganz nach Belieben zurückgeben, es hat keine Eile. Ob das Geld auf der Bank liegt, oder ob ich es bei Dir anlege, ist einerlei!" schloß Else.

Inge hatte mit wachsendem, ungläubigem Staunen der Freundin zugehört. Mein Gott, sollte dieses Wunder möglich sein? Sollte alle Qual der letzten Monate mit einem Schlage aufhören? Nein, es war unfaßbar!

„Else, nein, nein glaube mir, ich habe Dir dies gewiß nicht erzählt, daß Du Deine Sparbatzen hergeben sollst! Nein, das hieße zu stark an Deine Freundschaft appellieren, das kann ich nicht annehmen!"

„Nun aber stop! Was bist Du für ein närrisches Ding! Glaubst Du, ich habe eine solch geringe Meinung von unserer Freundschaft? Wer weiß, wie froh ich vielleicht noch mal über Dich bin! Also kein Wort mehr darüber! Schau, der Gedanke, Dir helfen zu können, freut mich mehr, als der größte Orden! Also bist nicht Du die Nehmende, sondern die Gebende, denn ich schenke Dir das Geld ja nicht, ich leihe es Dir nur, Inge!"

„Else, ich kann das Wunder nicht fassen! Mehr als die Idee, von dieser schrecklichen Sorge befreit zu sein, erschüttert mich der Gedanke, daß es in dieser materialistischen Welt noch Menschen gibt, die eine solch hohe Meinung vom Sinn der Freundschaft haben. Für die Hilfe kann ich Dir nichts anderes als danken, Deine Tat aber werde ich nie vergessen!"

Wieder sank Inge auf den Stuhl zurück, ihre Tränen flossen erneut über das bleiche Gesicht,doch diesmal waren es Freudentränen, die ihr die Fassung nahmen, die alles Leid und alle Qual der letzten Monate wegschwemmten.

Schicksal in 10 Minuten

Roman von Käthe Donny

Als Sabine im Zimmer ihres Vaters war, ganz allein (denn Landgerichtsrat Keinow war noch einmal in die Registratur gegangen), atmete sie auf. Gut, daß sie nicht Geninde hatte zu sprechen brauchen. Sie hatte sich zunächst keine Rechenschaft darüber gegeben, warum sie vor Geninde geradezu geflohen war, jetzt sah sie klar. Im Augenblick, da sie ihn wiedererblickte, das geliebte, immer wie beschattete Gesicht, den gramvollen männlichen Mund, wurde ihr der Grund bewußt: Die Aussprache mit Becker! Sicherlich hatte Becker von ihrem Besuche gesprochen. Sie hatte sich ja ausdrücklich auf Geninde berufen. Geninde würde verwundert sein. Er würde sie befragen. Was für eine Veranlassung hatte sie gehabt, Becker aufzusuchen, wenn nicht das persönliche Interesse für alles, was Geninde anging?

Aber er hatte ihr doch deutlich genug zu verstehen gegeben, er wünschte dies Interesse nicht. Dennoch war sie gegangen. — und mit welchem Resultat? Sie hatte Geninde helfen wollen und statt dessen war sie so verwirrt, so sinnlos verängstigt von Becker gekommen. Das, was sie mit Geninde verbinden sollte, trennte sie in Wahrheit nur noch entscheidender.

Und dazu kam noch: sie hatte einfach Angst, sinnlose Angst um Geninde. Seit ihrem Besuch bei Becker wurde sie diese Angst nicht los.

Wäre nur erst die Verhandlung vorbei, dachte sie gequält. Entscheidung, wie sie auch fallen mochte, war besser als dies Warten. Geninde war ganz von ihr entfernt. Der Vater in sich verschlossen; auch auf ihm lag die Verantwortung für den kommenden Prozeß schwer. Die kleine Erna, nun bei ihr als Hilfsmädchen im Hause, schien von einer panischen Angst um das Schicksal Beckers beherrscht. Alle waren sie an der Peripherie des Geschicks festgebannt, in dessen Zentrum Erich Becker stand.

Sie hatte lange überlegt, ob sie dem Vater von dem Zusammenhang zwischen Erna und Becker erzählen sollte. Aber ehe sie dazu gekommen war, war Frau Lehmann, Ernas Mutter, bei ihr im Büro erschienen. Unter Tränen hatte sie Sabine beschworen, Erna aus dem Spiel zu lassen. Das Mädchen wüßte nichts auszusagen, wirklich nichts, als daß Becker die aus dem Vaterhaus Davongelaufene mit ein paar Mark unterstützt und sie an die Fürsorgestelle verwiesen hätte. Die Erna könnte also nichts Neues bekunden. Aber vielleicht könnte es dann zur Sprache kommen, daß der Vater trank und er hätte gerade jetzt einen kleinen Aushilfsposten bekommen. Den würde er dann wieder verlieren.

„Ich werde es mir überlegen, Frau Lehmann", hatte Sabine gesagt, „aber bedenken Sie, wenn ein Zeuge dafür auftreten kann, daß Becker ein hilfsbereiter und wohltätiger Mensch ist, das kann unter Umständen sehr entlastend für ihn sein."

„Das wird ihm auch nicht helfen, Fräulein Keinow", hatte die Frau leise erwidert, „er ist's gewesen, da kann keiner was machen, —" sie hörte mitten im Satz auf — „und uns kann's schlimm ankommen, Fräulein Keinow. Bitte tun Sie's nicht."

Es war deutlich, hinter der angstvollen Aufregung der Frau steckte noch etwas anderes. War sie nicht geradezu verpflichtet, dem Vater von dieser Sache Mitteilung zu machen? Die untrügliche Richtschnur, durch Instinkt und Willen gegeben, versagte. Sie fühlte sich in dies dunkle Schicksasnetz mitverstrickt.

Vorsichtig schnitt Sabine beim Mittagessen die Frage der Leumundszeugen an. Es war zum ersten Male wieder, daß sie mit dem Vater über den Fall Becker sprach, schuldbewußt, wie sie sich jetzt immer fühlte.

„Leumundszeugen können ein Beweisgebäude kaum erschüttern, Kind. Auch ein Mörder kann sehr wohl einmal zarter und edler Regungen fähig sein. Dagegen verschließe ich mich persönlich durchaus nicht. Kein Mensch kann ganz schwarz oder ganz weiß sein. Jeder ist gut und schlecht. Aber das kommt für die Beurteilung eines solchen Falls kaum in Betracht. Leumundzeugen nützen da wenig, nur Entlastungszeugen. Im übrigen,

Fortsetzung Seite 41.